

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin

Band: 115 (1989)

Heft: 11

Artikel: Picasso und die Vermarktung der Kunst

Autor: Feldman, Frank

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-603278>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

PICASSO

UND DIE

VERMARKTUNG

VON FRANK FELDMAN

«Jawohl, die Kunst geht nach Hummer-Mayonnaise und nicht nach Brot. Hier ist der Teufel los, seitdem die Nachricht durchgekommen ist, dass mein Bild *(Harlequin et Jeune Acrobat)* für über 60 Millionen Mark den Besitzer gewechselt hat. Edouard Manet, dieser leicht erregbare Dandy, war so erbost darüber, dass er mich zu einem Duell aufforderte. Ich beschwichtigte ihn mit dem Hinweis ... hören Sie mir überhaupt zu, Goya? Dass sich Ihre Taubheit selbst hier im Jenseits nicht gebessert hat!»

Francisco Goya machte eine Leichenbittermiene. «Ich bin doch gezwungen, Ihnen zuzuhören. Jeder hier muss Ihnen zuhören.»

«Also, ich sagte Manet, dass man den Menschen nicht ihren unterentwickelten Kunstverständ verübeln dürfe. Aber Manet erinnerte mich daran, wie der Skandal aufgeschäumt habe, als er sein *(Frühstück im Grünen)* 1863 der Öffentlichkeit vorstellte, und wie sich die Leute und nicht zuletzt auch die Kunstkritiker über seine nackte *(Olympia)* empört hatten!

Ich brauche gerade Ihnen das nicht zu sagen, Goya, aber die Kunst, so belehrte ich

Manet, und alles was mit ihr zusammenhängt, ist wie der Krieg – eine widernatürliche Ausschweifung. »Ja«, meinte er trocken, «auch das Geld, das man inzwischen für die Werke eines Künstlers bezahlt, aber tot muss er sein, mausetot, dann gibt es einen Karneval der Auktionen.»

Sagen Sie das nicht, Manet, erinnerte ich ihn, ich habe noch zu Lebzeiten zwei Appartementhäuser kaufen können.»

Picassos Süffisanz war unüberhörbar.

«Ja Sie», rief Gauguin mit seinem galligen Temperament, «ich musste meine Bilder versteigern lassen. Ich wollte nach Tahiti. Ich brauchte Geld.»

«Hat Ihnen Paris nicht gereicht?» Picassos Süffisanz war unüberhörbar. «Sie hatten doch 13 000 Francs geerbt, damit liesse sich doch leben.»

Gauguin wischte den Einwand beiseite: «Ich wollte nicht länger in diesem verfaulten Westen bleiben, erhoffte mir eine künstlerische Wiedergeburt aus der Erde der Primitivkulturen des Pazifiks.»

«Sagen Sie lieber, die drallen Weiber ha-

ben Sie angelockt», warf Leonardo da Vinci dazwischen.

«Es kann nicht jeder in den Armen eines Königs sterben.» Gauguin klang verbittert. Leonardo, ein Narziss von Geblüt, doch im Gespräch immer tolerant, meinte mild: «Es war nicht Franz I., sondern mein Schüler Melzi, der mir in meiner Todesstunde beistand.»

«Ich muss mich doch sehr wundern über das Abschweifen dieses Gesprächs», mischte sich Picasso jetzt massiv ein, «wir sprachen doch über die Masslosigkeit der Menschen, sich unsere Werke anzueignen, sobald wir abgetreten sind. Als ob mit dieser Gier nach Vereinnahmung auch das Genie mitverzehrt werden soll. Eine Spätform des Kanibalismus ...»

«Zu meiner Zeit liess man Künstler wie Pissaro noch gern am Hungertuch nagen», engagierte sich unvermittelt Auguste Renoir an der Gesprächsrunde, «für meine Bilder wie *(Die Loge)* bekam ich 400 Francs.»

«Auf die richtige Vermarktung kommt es eben an», belehrte ihn der in Finanzdingen mit allen Wassern gewaschene Picasso. «Wer heutzutage eines meiner Bilder erwirbt und dafür soviel bezahlt wie für eine Hochseejacht, nein: zwei Hochsee-

Und dann war da noch ...

... der junge Mann, der die gewünschte Lehrstelle beim Farbenhändler nicht bekam.
Er war noch zu grün. am

Übrigens ...

... mit dem dauernden Bezahlen
verplempert man das ganze Geld. am

Ein erlauschtes Künstler-Gespräch im Jenseits

DER KUNST

jachten ...» «Das versteh ich nicht», murmelte der geistig wieder einmal abwesende Vincent van Gogh dazwischen.

«Wie für zwei Hochseejachten», wiederholte Picasso, «der ist, wenn er auch ein Niemand ist, mit meinem Bild ein Jemand. Früher kaufte man sich eine Frau zur Aufwertung, jetzt kauft man sich einen Picasso.»

«In der menschlichen Komödie ist auch Platz für Friedenstauben», befand Toulouse-Lautrec.

«Doch jeder Mensch vereinsamt irgendwann einmal an seinem Selbstverständnis», meldete sich William Blake psalmodierend zu Wort. «Nach meinem Hochverratsprozess, den man mir machte, weil ich einen betrunkenen Dragoner aus meinem Garten warf, hatte ich keine Abnehmer mehr.»

«Ja, warum haben Sie denn stur darauf bestanden, Ihre Verse mit Ihren Bildern zu verkaufen?» Picasso gab sich, wie so oft, ohne Verständnis. «Französinnen wollen Bilder von Künstlern kaufen, die sich auch ihrer Potenz nicht zu schämen brauchen. Diese Weiber mit Gesichtern wie aus amerikanischen Comics-Serien wollen saftigen Klatsch zwischen ihren Zähnen. Was sagen Sie, Modigliani?»

«Das ist mal wieder unfair, Picasso.» Der jähzornige Amadeo Modigliani fuhr ärgerlich hoch.

«Nur weil ich Frauen prügelte und Opium nahm, meinen Sie, zahlen die Leute heute Phantasiepreise auch für meine Bilder?»

«Bilder emanzipieren sich», befand der kluge Toulouse-Lautrec, «sobald der Schafensprozess beendet ist, sowohl von ihren Urhebern wie von ihrem sozialen Boden.»

«Sie meinen wie meine Friedenstauben?» Picasso sah den kleinen Toulouse-Lautrec verdutzt an. «In der menschlichen Komödie ist auch Platz für Friedenstauben», sagte er gelassen, «nur will man dafür nicht so reichlich und schnell bezahlen wie für Feuer und Angstmache.»

«Meine Friedenstauben brachten Höchstpreise!» prahlte Picasso mal wieder.

«Die Leute wollten meine Tauben. Sie gierten geradezu danach.»

«Ich glaube nicht, dass die Menschen, die Ihre Bilder für viel zuviel Geld kaufen, Ihre schlechten Manieren miterwerben wollen», sagte der sonst depressiv-schweigsame John Constable. «Angelika Kauffmann, mit der ich erst gestern wieder sprach, hat exzellente Manieren, und sie verkauft ihre Bilder ohne Schwierigkeiten. Sie wollte sogar aufhören mit der Malerei, aber, wie sie mir gestand, ihr raffgieriger Mann liess sie nicht, «Schweres Geld für leichte Arbeit gibt man nicht auf», sagte er zu ihr.»

«Und ich sage Ihnen, Kunst ist Kasino», trumpfte Picasso auf.

«Wenn ich ihm auch sonst nicht zustimme, unserem Prahlhans Picasso», fügte Rembrandt nachdenklich hinzu, «Kunst ist immer nur Tat und nicht Gedanke.»

«Und ich sage Ihnen, Kunst ist Kasino», trumpfte Picasso auf, der gern das letzte Wort behält. Er grinste faunisch: «Und Bordell.»

